

Rezension von

Klaus Ratheiser: Dauerfeuer

Das verborgene Drama von Ärzten, Schwestern und Pflegern.

Selten habe ich ein Buch gelesen, das derart emotional berührt, es erschreckt in seiner Intensität, wühlt auf, macht traurig und wütend zugleich. Womit schafft es Ratheiser, derart zu polarisieren? Er schildert plastisch den Alltag in einer intensivmedizinischen Abteilung eines Krankenhauses - aus seiner Sicht - der Sicht eines Arztes, der in dieser Welt lebt. Eine Welt, die für Laien kaum fassbar scheint, sich nur dann öffnet, wenn etwas Schreckliches passiert.

Der Alltag auf einer Intensivstation ist für alle Beteiligten - Ärztinnen und Ärzte, Schwestern, Pfleger, Stationsgehilfen und andere Mitarbeiter - psychisch wie physisch fordernd. Der tägliche Kampf geht an die Grenzen der Belastbarkeit: „Im Mittelpunkt der Dienstübergabe steht das Schicksal der jungen C. L., eines 14-jährigen Mädchens mit einer Gehirnhautentzündung, die sich auf das gesamte Gehirn ausgeweitet hat. Die Katastrophe hat sich seit Tagen angebahnt: Alle antibiotischen Therapiestrategien der letzten drei Wochen waren vergeblich. Zahlreiche große Abszesse haben das Gehirn befallen und laut Computertomographie der letzten Tage endgültig zu einem eitrigen Brei zersetzt. Das Gehirn ist aufgelöst, existiert nicht mehr. Der junge Körper, Herz, Lungen und Nieren arbeiten aber unverändert. Die künstliche Beatmung war notwendig und ist aufrechterhalten worden, weil das Mädchen vor zwei Wochen das Bewusstsein verloren hat. Aber jetzt? Ohne den Respirator ist Claudia tot, weil sie selbst nicht mehr atmen kann. Mit künstlicher Beatmung kann ihr Körper weiterleben, ihr Herz welterschlagen (Wochen, Monate) - Mit dem in Eiter aufgelösten Gehirn.“ Entscheidungen über Leben und Tod zu treffen, zuschauen beim Sterben, machtlos zu sein gegen das Schicksal, keinen Handlungsspielraum zu haben, das gehört hier zur Routine. Wie lebt es sich in dieser Welt, wenn noch etwas hinzukommt, das angesichts dieser menschlichen Elementargewalt klein scheint: Eitelkeiten, Karrierewünsche, Machtbestrebungen und vieles mehr. Das System, das uns vor Augen geführt wird, ist eines, wie es in Betrieben und Institutionen üblicherweise existiert. Auf der einen Seite die, die etwas wollen, und auf der anderen die, die die Geschicke des Unternehmens lenken. Hier die Patienten, dort die Dienstleister in ihren Hierarchien. Das System Universitätskrankenhaus kennt mehrere Ebenen: Patientenversorgung, Verwaltung, Forschung und Lehre. Auf wissenschaftlicher Ebene zählt für Ärztinnen und Ärzte, wie viele Publikationen sie schreiben, wie viele Vorträge sie halten und auf wie viele Tagungen sie fahren. Derjenige, der auf Universitätsebene oben sein möchte oder aber auch nur seinen Job behalten möchte (denn die weitere Anstellung definiert sich vornehmlich über den wissenschaftlichen Output), muss auf wissenschaftlicher Ebene brillieren. Kompetentes und menschliches Arbeiten scheinen in diesem Bewertungssystem keine nennenswerte Rolle zu spielen. So kann es sein, dass sich die Leistungen in ihrem Spiegel verkehren. Hohe Reputation auf wissenschaftlicher Ebene kann mit einer niedrigeren auf menschlicher Ebene verbunden sein. Ein Gleichgewicht halten zu wollen, mag in einem solchen System zur Sisyphosarbeit werden. „Der Arzt erscheint: Alles geschwind zur Übergabe antreten, ich muss unbedingt an meinen Folien für morgen weiterarbeiten! Drei Vorträge!“, ruft er beim Betreten der Station.“

Ratheiser berichtet von diesem und anderen Kämpfen und richtet einen flammenden Appell an - wen? - die Gesellschaft? Entscheidungsträger? Der Einzelne ist in diesem System der institutionalisierten Überforderung schnell am Rande seiner Kraft. Resignation, Burnout und Mobbing sind die Folgen. Zu unabdingbaren Bestandteilen der Regeneration gehören Teamarbeit, gegenseitige Unterstützung, förderliche Kommunikationsstrukturen, Supervision und Intervision. Das Ziel, qualitativ hochwertige Leistung erbringen zu können, bedarf eines sorgsamen Umganges mit den eigenen Ressourcen - wahrnehmungsfähig bleiben, menschliche Größe repräsentieren, Nähe zulassen, Krisen aushalten, darin bestehen wichtige Eigenschaften, um sein inneres Gleichgewicht als „BehandlerIn“ zu bewahren.

„Die Erfahrenen wissen: Sie müssen Leid nicht auslöschen, Probleme nicht auf der Stelle lösen. Das wäre falsch. Die Betreuer machen Zeit frei und wenden sich zu. Sie exponieren sich, manchmal zu bloßem DaSein. Sie wagen Präsenz ... Die Betroffenen können diese Zeit der Zuwendung für sich nutzen, wie es ihnen gut und richtig erscheint. Einige wollen reden. Andere sich zurückziehen, schreien, umarmt oder alleine gelassen werden. Aber Nähe meint so nahe, dass wir uns dem Geschehen, der Krise, dem Schock nicht entziehen können. Betroffene und Betreuende sind vor denselben Karren gespannt. Zwei Seiten einer Medaille.“

Ingeborg Pucher-Matzner; in: Psychotherapie-Forum 13, No.2, 2005